

# Rauschgift! Rauschgift!

Autor(en): **Rogg, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **9 (1933)**

Heft 1

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752118>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Tanzender Schiwa, altindische Bronze, ein Hauptstück der Sammlung ostasiatischer Bondieuserien und Basarware, die E. Guimet 1886 dem französischen Staate schenkte und die jetzt in zehn Jahren unermüdlicher Arbeit in ein modernes Museum der indischen Kunst, das Musée Guimet, verwandelt wurde Aufnahme G. Schuh

# Rauschgift! Rauschgift!

Erlebnisse und Erfahrungen eines Süchtigen • Nach dessen Angaben bearbeitet und erweitert von Rob. Rogg

*Wir veröffentlichen hier den Bericht eines geheilten Rauschgiftsüchtigen. Keine Phantasien, sondern am eigenen Leib Erlittenes, mit eigenen Augen Beobachtetes, also: Tatsachen, nichts als Tatsachen liegen seinen Aufzeichnungen zugrunde. Darum wirkt denn auch jeder Satz dermaßen eindringlich, daß sich jedermann mit wachsender Anteilnahme in die Erlebnisse dieses von einem grauenhaften Uebel Heimgesuchten und Befreiten hineinliest. Wir bringen heute den Anfang des spannenden Berichtes.*

## Tatsachen statt Phantasie!

Die Rauschgiftsucht ist zu einer Modekrankheit in — der Literatur geworden und in unzähligen Romanen, Dramen und sonstigen literarischen oder journalistischen Produkten erscheinen Rauschgiftsüchtige und führen ein gespenstisches Dasein; bei ihnen entläßt sich die mühsam gedämmte Phantasie der Autoren, denn über diese Themen — glauben sie — können sie mit derselben Berechtigung schreiben, wie Karl May einst über die Indianer, die er auch nie in natura zu Gesicht bekommen hatte. Die geographische Exotik ist natürlich dem Europäer von heute durch Buch und Film allmählich zu vertraut, und die Schriftsteller müssen sich deshalb zur Belebung der seelischen Konflikte ihrer Romanhelden in eine Exotik stürzen, bei der ihnen die Öffentlichkeit

weniger auf die Finger sehen kann; diese exotische Landschaft ist der Rauschgift-Komplex. Keiner weiß etwas Bestimmtes, aber der eine hat dies darüber gehört und gelesen, und der andere jenes, und da schreibt eben einer vom anderen ab, und schließlich glauben sie selbst daran, daß das, was sie schreiben, richtig und wichtig gewesen ist. Demgegenüber muß ich hier feststellen, daß ich noch nie und nirgendwo richtige Darstellungen der vielen Probleme, die den Rauschgiftsüchtigen umgeben: Schmuggel, Entziehung, Rückfall, Apothekegeheimnisse etc., und eine richtige Beschreibung der Leiden und Leidenschaften gelesen habe. Alles, was es an derartiger Literatur gibt, habe ich verschlungen, denn es gehört zu den merkwürdigen Manieren der Süchtigen, sich immer wieder geistig und moralisch, literarisch und im Gespräch mit dem Problem auseinanderzusetzen. Dies ist vielleicht eine

unbewußte Aeußerung der Natur, die aus dem Süchtigen heraus nach Hilfe sucht, überall fragt und lauscht und liest und verschlingt, was Hilfe bringen könnte. Vielleicht ist irgendeiner dieser Autoren wirklich in der Lage, ein Mittel anzugeben, wie man die schreckliche Krankheit überwinden kann —. Aber die ganze Literatur enthält Phantastereien, gemischt mit irgendwo aufgeschnappten und mißverstandenen Tatsachen.

Dies mußte zunächst gesagt werden, damit sowohl der unbefangene Leser wie auch der Süchtige, der diese Zeilen liest, ganz genau wissen soll, daß in den folgenden Zeilen — so abenteuerlich, so grotesk, so grauenregend komisch und tragisch sie auch sein mögen — lediglich nüchterne Tatsachen erzählt werden, die im Rauschgift-Alltag selbstverständlich geworden sind. Der Bearbeiter

(Fortsetzung Seite 27)



### So für den Nachmittag

Das Kleid ist aus brauner, gehämmelter Seide; am Nachmittag wird es mit einem gleichfarbigen, kunstvoll geknüpften Schal getragen und mit langen, abnehmbaren Ärmeln

Aufnahme Winterfeld

### So für den Abend

Es wandelt sich zum Abendkleid durch Abnehmen des Capes und der Ärmel. Die schlichte aber raffinierte Linienführung kommt dann erst zur Geltung

Aufnahme Winterfeld

dieser Niederschrift hat alle Phasen sorgfältig nachgeprüft und aus eigenem und dem Erleben anderer nur das hinzugefügt, was unbedingt wahr und sogar beweisbar ist. Dieser Bericht — das mag der Leser sich stets vor Augen halten, ist ein Bericht aus der Wirklichkeit. Alle Leiden und Leidenschaften dieser Welt, wie sie die verdorbenste Phantasie nicht erfinden kann, sind unter den Süchtigen alltäglich. Zu ihrer eigenen Qual. — Ich will endlich einmal versuchen, die Maske begehrlicher Verlockung von all dem zu reißen, was Rauschgift umgibt. Es ist nichts als eine mörderische Seuche.

#### Die mörderische Seuche.

Mörderisch? Ja, Rauschgift ist i m m e r tödlich, mindestens so tödlich wie Krebs zum Beispiel, nur viel verbreiteter und grausiger, — die wenigen Ausnahmen bestätigen die Regel. Und der Tod durch Rauschgift, er ist von solch unerhörter Qual, daß jeder, der darum wüßte, von vornherein immer die Hände aus dem Spiel lassen würde. Die Kokainisten zum Beispiel, die im Gegensatz zu den Morphinisten, die sich meistens selbst umbringen, eines «natürlichen» Todes sterben, enden — je nach den Quantitäten, die sie nehmen — in drei bis manchmal, selten zwanzig Jahren als ausgemergelte

Geschöpfe von siebzig Pfund Gewicht, unfähig zu arbeiten, zu schlafen, zu essen, ewig geizet auf den Straßen in grauigem Verfolgungswahn, bis sie erschöpft zusammenbrechen, immer wieder, immer wieder und in schrecklichem Zwang den Kopf auf die Erde schlagen; wenn sie dabei auf Steinfußboden geraten und nicht rechtzeitig gewaltsam weggezogen werden, schlagen sie sich unrettbar auf diese Art den Schädel ein. In den frühen Morgenstunden — gegen vier bis sechs Uhr in der Früh — das ist die Todesstunde des verseuchten Kokainisten. Die Polizeibeamten der Großstädte kennen alle diese Fälle, und übereinstimmend bekunden sie, daß hier der grauenvolle Höhepunkt menschlichen Leidens erreicht ist. Schon zweimal sind Beamte über solchen Erlebnissen wahnsinnig geworden.

Aber wenn diese Fälle auch häufiger sind als die meisten Menschen ahnen, so kommen sie doch nicht jeden Tag vor, und zwar darum, weil ein Kokainist im frühen Stadium verhältnismäßig leicht und sicher entzogen werden kann; man nehme allerdings das Wort «verhältnismäßig» nicht leicht. Es ist immer noch die grausamste Tortur der Menschheit, und wer einmal das tagelange gellende Schreien und spätere Röcheln und Wimmern der Kokainisten, die in geschlossenen Anstalten «entzogen» werden, gehört hat, wird es lange im Ohr behalten. Diese

Entziehung ist aber nicht mehr in dem eben geschilderten Stadium möglich, und die größte Tücke der Sucht ist die, daß sie auch noch in dem unheilbaren Stadium den Kranken in dem festen unerschütterlichen Glauben läßt, daß er jederzeit aufhören kann. Andererseits ist Kokain auch darum besonders gefährlich, weil es in sehr großen Mengen im freien Handel, im Schmuggel ist, so daß es von der Polizei kaum oder nur zum Teil erfaßt werden kann, und weil es leicht einzunehmen ist. Von Kokain oder Koks, wie man es in «Fadkreisen» auch nennt, wird später noch die Rede sein müssen. Uebrigens ist der Ausdruck Koks mehr ein Schlagwort der «Amateure» und Literaten, die Schmuggler und Händler nennen es untereinander «Zi».

Die Morphinisten enden meistens durch Selbstmord; überhaupt ist der Unterschied zwischen den beiden Giften in jeder Beziehung derart groß, daß man sie eigentlich gar nicht zusammen erwähnen darf. Während man den Kokainrausch mit einer sehr angenehmen Beschwipstheit voll Selbstgefühl und Fröhlichkeit vergleichen kann, wirkt Morphinium grundsätzlich ganz anders. Es ist das weitaus heimtückischere, zerstörerische Gift, und einen Genuß — das muß endlich einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden — hat der Morphiniumsüchtige höchstens ein halbes Jahr lang; später nimmt er und muß er neh-



**So für den Nachmittag**

Bleu-Empire-Kleid aus Crêpe Marloff, mit Bisengarnitur und abnehmbaren, hellgelber Crêpe-Bluse Aufnahme Yva

**So für den Abend**

Das gleiche Kleid ohne Bluse, mit Schulter- und Rücken-decolleté, ist eine vollendete Abend-Robe Aufnahme Yva

men, um den schrecklichen körperlichen Beschwerden, die sofort einsetzen, wenn die Zufuhr ausbleibt, zu entgehen. Allein daran sieht man schon — was die ärztliche Wissenschaft schon lange weiß, daß die Morphiumsucht nicht viel mit mangelnder Willenskraft, Lasterhaftigkeit und Verkommenheit zu tun hat. Morphiumsucht ist eine Krankheit wie viele andere auch. Nur ist dies eine tödliche Krankheit, die in den allermeisten Fällen durch die Aertztschaft verursacht wird.

**Seuchenverbreiter wider Willen.**

Hier beginnt ein Kapitel, das zu den traurigsten und erbärmlichsten unseres Kulturlebens gehört: fast alle Süchtigen sind es in Krankenhäusern oder durch Aerzte geworden; die Aerzte haben — selbstverständlich in der besten Absicht der Welt, nämlich um die Kranken von ihren Schmerzen zu befreien —, den Kranken so oft Opiate in allen möglichen Formen gegeben, daß sie nach der Behandlung die Giftzufuhr fortsetzten. Gegen diese Ironie an sich, daß Aerzte Seuchen verbreiten, muß endlich etwas unternommen werden!

Auch ich bin in einem Krankenhaus zu einem Morphinisten geworden. Schon als Kind mußte ich wieder-

holt an den Nieren operiert werden, die immer wieder versandeten, und ich erinnere mich noch genau, daß ich mich vor Operationen stets auf das heftigste dagegen wehrte, die übliche Morphin-Atropin-Injektion anzunehmen. Diese Unsitte (? Die Red.) wird heute noch in den meisten Krankenhäusern der Welt gehandhabt. Damit der Patient ruhiger die Narkose entgegennehme und in der örtlichen oder Narkosen-Betäubung geistig unempfindlicher sei, wird jedem Kranken kurz vor der Operation eine Einspritzung verabreicht, und zwar meistens — wie gesagt — eine Mischung von Morphin und Atropin. Atropin, kein Rauschgift — und an und für sich sogar Gegengift zum Morphin bei Morphinvergiftungen — ist der Öffentlichkeit dadurch bekannt geworden, weil Frauen es benutzen, um dadurch die Pupillen zu vergrößern und schönere Augen zu bekommen; Atropin ist ein Produkt der Tollkirschen-Familie und wirkt krampflösend, es hat in Verbindung mit M. — um der Kürze halber den «Fachausdruck» für Morphin zu gebrauchen — eine einschläfernde Wirkung. Auch für sich wirkt M. zunächst einschläfernd. Es erzeugt eine wunderbare warme belebte Müdigkeit, die aber bei «Anfängern», also Krankenhaus-Kranken, meistens sogar in großer Uebelkeit, Erbrechen und Kopfschmerzen endet.

Daß ich mich schon als Kind gegen diese im Prinzip

überflüssigen Injektionen vor der Operation wandte, lag nicht an dem geringen Schmerz, den der kleine Einstich der Kanüle unter die Haut des Oberschenkels oder Oberarms verursachte, sondern war ein gesundes, instinkthafes Sich-Wehren. Dieses Sich-Wehren geschah — ohne daß ich die geringste Ahnung davon hatte — schon schwächer, als ich vor gut drei Jahren in einem süddeutschen großen Krankenhaus von einer Spezial-Kapazität wiederum operiert wurde. Dieser Arzt, ein großer Menschenfreund, der schon vielen Menschen aus allen Ländern der Welt geholfen hatte, hatte folgende Tageseinteilung: er stand um acht Uhr auf, war um neun im Krankenhaus, wo er bis zwölf operierte, dann machte er mit seinem Stab einen Rundgang durch das Haus, wobei auf jeden seiner Patienten nicht mehr als zwei bis drei Minuten entfielen, woraufhin er — gegen drei Uhr — nach einem kurzen Mittagessen im Krankenhaus seine entlassenen Krankenhauspatienten, die sich zur Untersuchung meldeten, empfing. Um sechs Uhr fuhr er heim, untersuchte dort in der Privat-Sprechstunde seine Patienten, aß im Kreise der Familie zu Abend und fuhr dann noch in diese oder jene Privatklinik, in der die reichen Patienten stationiert waren. Da er ordentlicher Professor war, hatte er an den Abenden die Vorlesungen auszuarbeiten, die er tagsüber irgendwann zwischen seiner Ar-

(Fortsetzung Seite 27)

# Die Welt baut einen Regenschirm.

**Der Ellenbogenring** ist aus einem Eisenblech gefertigt, das in eine Spirale (1) einwickelt ist.

**Der silberne Ring** liefert eine Uhrenschalefabrik in Solothurn (2). Das Silber stammt aus Brasilien (3) oder Silberstein (2). Das versetzte Kupfer wurde aus Mexiko (3) eingeführt.

**Die Deckel** sind aus Eisenblech eines Walz- und Hüttenwerkes des Saargebietes (3) hergestellt.

**Die Seidenwaren** in Reichen (2) gewebt. Die Rohstoffe stammen aus China (2). Die Seidenwaren werden in England (3) verkauft.

**Die Seidenwaren** in Reichen (2) gewebt. Die Rohstoffe stammen aus China (2). Die Seidenwaren werden in England (3) verkauft.

**Die Anilinbleche** werden in Basel (1) und Basel (1) hergestellt. Die Anilinbleche werden in Basel (1) und Basel (1) hergestellt.

**Der Ring** wurde in einer kleinen Schraubenfabrik in Dresden (1) hergestellt.

**Die Messinggewinge** ist in einer Schraubenfabrik in Meuselitz im Jura (1) hergestellt worden. Das Messingblech, das verwendet wurde, stammt aus Norwegen (1) oder aus Zinn von Belgien (1) und aus Blei aus Colorado in Nordamerika (1). Das zum Härten des Bleis zugesetzte Antimon kam aus China. Die Anker (1). Das zum Härten des Bleis zugesetzte Antimon kam aus China. Die Anker (1).

**ERLÄUTERUNGEN:**

Das Bild und die Landkarte mößt ihr so ansehen: auf den Flächen haben den einzelnen Schirmteilen steht, aus welchem Land sie stammen und wie sie entstanden sind. Die Zahlen haben den einzelnen Ländern weisen auf die Landkarte hin; mit ihrer Hilfe könnt ihr nicht die betreffenden Länder und Städte auf der Karte finden. Ortschaften, die in der Schweiz liegen, mößt ihr auf der Spezialkarte suchen, denn auf der großen Weltkarte ist die Schweiz nur als ein einziges Fleckchen zu sehen. Ein Ueberblick über die Karte zeigt euch, daß alle Erdteile, mit Ausnahme Australiens, mit ihren Erzeugnissen oder ihrer Arbeit an der Herstellung eines gewöhnlichen Schirms beteiligt sind.

**Liebe Kinder,**

in der Schule lernst ihr es alle Tage: «Wir sollen uns gegenseitig helfen; alle Menschen sind aufeinander angewiesen, keiner kann ohne den anderen bestehen.» Nun müßt ihr keine Ängste haben, ich wolle auch den Lehrern spielen und mit euch eine Schultunde abhalten. Ich möchte euch aber nur an einem einzigen Beispiel beweisen, daß von den Schulgelehrten da oben jedes Wort wahr ist, viel viel wichtiger als man meint, wenn man sie so anhört. Und womit will

# Kleine Welt

ich euch das beweisen? Mit einem Regenschirm, einem simplen, wärndhaften Regenschirm! Schaut ihn euch einmal an! Er ist besonders sehr ihr zunächst an ihm nicht. Er ist ein recht seltsames Stück, in jedem Schirmladen in jeder Schweizer Stadt könnt ihr ihn für fünfzehn Franken kaufen, und wenn es regnet, sind die Straßen voll von solchen Schirmen. Und doch ist er ein Wunderwerk, — denn die ganze Welt hat an ihm gebaut, schwarze, gelbe und weiße Menschen haben zusammenwirken müssen, daß er zustande kam, im kalten Grönland und im heißen Brasilien haben Menschen hart gearbeitet und was sie erzeugt haben, wurde dann durch einen riesigen kunstvollen Verkehrs- und Austauschapparat immer enger zusammengezogen und schließlich in einem solchen Schirm und in vielen solcher Schirme vereinigt. Der kunstvolle Apparat aber heißt: Weltwirtschaft. Was ist das? Wenn es möglich ist, daß eine Messinggewinge an einem Schweizer Schirm aus einem Messingblech gemacht ist, dessen Bestandteile aus Peru und Belgien, aus Colorado und China kamen, hier bei uns zusammenströmen und uns nun dienen, — dann ist das eben Weltwirtschaft, Verbindung von allem mit allem. So etwas, Kinder, gibt es noch gar nicht so lange, es gibt es erst, seit Auto und Eisenbahnen kamen, seit Flugmaschinen flogen und seit die großen Dampfer durch die Weltmeere fahren. — Seit



heit an der Universität zu halten hatte, und nachträglich er noch eine medizinische Fächerprüfung und schrieb vielverdiener Artikel.

Dieser Trübsal sieht aus ein einzelner Patient gegenüber. Ich — Mich geht es nichts an, wie der Professor Altus ausfällt, ich verlange meinen Arzt und sonst nichts. Aber der hat am Tag nur zwei bis drei Minuten für mich übrig, und wenn ich sage: Schmeide, dann winkt er der Schweizer oder den Amerikaner, und das bedeutet: Morphium! Er kann in seinem vielbedeutenden Gehirn nicht behalten, daß ich schon zehn Abende M. bekommen habe, daß Schmeide an und für sich nicht mehr möglich sein könnte. Er kann es wirklich nicht — Und ich? Warum erlaube ich mir diese neue Ration? Wenn man mich auf Herz und Gewissen gefragt hätte, ich hätte antworten müssen, daß es nicht wäre, wenn Verleumdung will ich einrichten und nach der abschließenden Logiktion bis in den Schlaf kommen. Ich würde nicht abet, aber ich würde mich nicht absetzen die Beobachtung gemacht, daß die Kranken die letzte Ration der Schlafmittel jeder Art immer wieder konsumieren verstanden. — Die ersten drei Abende nach fast schwerer Operation gibt es in jedem Krankenhaus automatisch Schlafmittel von Kausoffen, denn für den Heilungsprozess ist es von besonderer Wichtigkeit, daß die Patienten in den ersten Nächten nicht schlafen, sondern auch schlaflos schlafen. Reines Morphium will allerdings inwendig vermerken, dafür gibt es sogenannte Derivate davon. Abnahme, wie die Dilauid, Parapara, Eskaloid, die alle aber im Prinzip dieselbe Gefahr der Gewöhnung in sich tragen wie reines Morphium. Tja, selber gibt es nur der heftigen Schmerzen neue Mittel, und auch dann meistens keine Injektionen. Nun ist der Kranke — ohne daß er es recht weiß — durch die abschließlichen Injektionen jedesmal auf freudlose und wunde Art in Schlaf gefallen; es ist also verständlich, daß es — besonders wenn er auch in gesundem Zustand an Schlaflosigkeit leidet — diese Art von Schlafmittel vorzuziehen will, und daß er diese Art Komma des ersten Betäubungszustand — bei mir und bei sehr vielen an anderen Stellen des Körpers Operationen bis es aber bei weitem nicht bei jenen drei Abenden! Ich habe während eines viermonatigen Krankenhausaufenthaltes schließlich siebenzwanzig fünfzig Einspritzungen bekommen, von denen bereits viele halb- und halb-erwacht waren, ohne daß ich mir etwas Böses dabei dachte. Ich würde ja noch nicht einmal, daß es ein Morphium-Derivat war, das ich bekam, sondern ich würde lediglich, daß man mir irgend ein Mittel verabreichte, über dessen Schicksal ich keine Unklarheit mit mir keine Gedanken machte und auf das ich mich besser einstellen konnte. So übertrieb ich hier und da mal ein bißchen mehr als nötig war — und schon bekam ich meine abschließliche Injektion. Aber auch damals hätte man mich keineswegs als nichtig bezeichnen können. Aber als ich dann entlassen wurde und im Haus unter privater ärztlicher Aufsicht lag, überkam mich — wie jeden Retenvalenzenten, der noch immer liegen muß — abgesehen von den Freuden der Welt draußen, überdrüssig und gereizt, die typischen Malardolmen. Ich wurde sehr verdrießlich und traurig und hoffnungslos, und als dann die Schlaflosigkeit einsetzte, verlangte mich mehr denn je nach jenen alten tröstlichen Schlafmitteln. Hätte man mir damals gesagt, daß ein Morphium sei, wäre ich höchstwahrscheinlich zurückgedrückt, aber so würde ich es nicht und bat meinen Arzt um Dilauid oder Eskaloid. Als er es verweigerte, machte ich mir ein Tonic als Aufheißer Schmerzmittel, und da diese immer um die Schlaflosigkeit einsetzte — was meinen Arzt niemals aufließ — war es auf die Dauer möglich, jeden Abend noch einmal — oft aus dem Bett heraus — zu mir fahren zu müssen, sondern er ließ mir immer größere Rationen Eskaloid, erregte im Haus, instruierte meine Wirtin über die Art der Injektionen und überließ mich meinem Schicksal. Alle paar Tage kam er dann, unterzuckte mich mit aller Sorgfalt, und meine Launen verhielten Wandel, fragte, ob ich neue Rezepte brauche, was ich auffallend verneinte oder mit stillschweigender passiver Gleichgültigkeit leicht bejahte. — Diese Rezepte waren auf Ampullen ausgelegt, kleine Glasfläschchen in denen die wenigsten deutschen konsortierten Arznei-Fabriken je eine Normration der Kausoffen, aufgelöst in einem Kubikzentimeter destillierten Wassers enthielt und zusammen. Man öffnete diese Ampullen durch eine kleine bewegliche Stahlscheibe, durch die man ihnen Halt schenkte, und nicht dann mit der Injektionsnadel die Flüssigkeit heraus.

Diese Manipulation, die in den meisten Menschen ein Unbehagen hervorrufen, wurde zur Laune bei dem Alltagsleben. Meine Wirtin machte aber über ein Zeitung ihre Sache gut, denn begann sie mich — mir unbegreiflich — mich mit Warnungen und Ermahnungen zu quälen, bis ich kurz entschlossen selbst das Infizieren erfuhr. Allmählich wurde ich dann gemildert, und obgleich es mir so selten schmerzte, war, verneinte ich dann eine Abende, über das gewöhnliche Mittel einzuschlafen.

Nur werde ich diesen Abend vergessen. Ich wohnte damals in einer sehr schönen ruhigen Allee, gegenüber einem See, von dem ich ein tiefes Park trennte. Als ich im Bett lag, ergiff mich eine merkwürdige Umnähe. Ich konnte nicht einschlafen, aber ich ertrug. Mir wurde

schlecht, aber es war wie ein Traum, und ich beobachtete mich selber. Ich sprach und hörte mir zu, ich lachte und davon erwiderte ich. Ich sah im Park, ganz nah an See, ich sah im Pyjama und es war Herbst; man vergesse nicht, daß ich schon nach halbjährigem Bettliegen gesund geworden und aufgestanden war. So schnell ich konnte, lief ich in mein Zimmer zurück, aber nun wurde es nur noch schlimmer mit meinen Halluzinationen. Auf einmal nieste ich, fuhr empor und fand mich nicht tränenüberströmten Gesichtes auf dem Bett sitzen. Nun wurde mir angst und bange, und — ich telephonierte mir: Ich werde nicht schlafen können, ich habe einen Schmeidefall. Als er dann kam, mir zurück und verhielt, machte ich es aber erkranklich in meinem Leben mit vollem Bewusstsein zu dem Zweck, Kausoffen zu bekommen.

**Mehr Nachsicht, bitte!**

Es gehört anscheinend zum Krankheitsbild des Morphiumisten, daß er sich in seinen über seine Lage äussert, als er glaubt, daß er wieder aufhören könnte, wenn es ihm paßt. Diese Täuschung beruht aber auf dem geringen Fortschritt in einem Verstand der Opioidabhängigkeit, in der immer wieder laut wird, daß der Kausoffenabhängige willensschwacher Leistung ist, als schwerer Nervenkranker. Nur in dem Stadium, da das Raushilft noch ungefährlich ist, nämlich bei den ersten drei oder vier Einspritzungen, könnte er seine Willenskraft ausspannen, die Natur der Nervenkrankheit auch ohne Mittel zu ertragen. Sofort später — wenn die Sucht erst anfängt, eine Sache zu sein — hat er mit dem Willen in der Tat nichts mehr zu tun. Man könnte es ganz roh in einem Beispiel darstellen: das Herz ist dabei gewohnt, nur noch ein Blut von einer ganz bestimmten Temperatur um 37 Grad herum zu arbeiten. Sobald der Temperaturfall über 36 Grad sinkt, so daß die Nervenstromen der Raushilft ungenügend, ebenso ist das Nervensystem der Raushilftabhängigen, und sobald diese Erwärmung ausbleibt, klagt das Nervensystem an, ungenügend zu arbeiten. Und auch der blutige Laie kann, wenn er schon einmal beim Zahnbart war — um bei dieser doch populären Erklärungsweg zu bleiben — erkennen, daß man gegen alle körperlichen Schmerzen innerer Art weniger empfindlich ist als gegen die unentbehrlichen Auswirkungen des Nervenstromen. Nur vor aus dem Zahnbart denkt, kann ich ungefähr eine Vorstellung von dem heillosen Qualen haben, denen der Südtige ausgesetzt ist, wenn er keine Stoff- oder Bekommen. Nur ein Arzt kann hier helfen, niemand anders. Aus Gottes willen verleihe man dem Südtigen späte, aber nicht zu spät, das hat zur Folge, daß der Südtige, sich verbietet und unversändigen Leidens, nur noch tiefer in den Elend gerät. Die öffentliche Meinung, daß Raushilftabhängige etwa Verabreichungswürdigen sind, ist ein sehr schmerzliches und schmerzliches Charakter schloß laute, hat schon sehr viel Unglück hervorgerufen. Denn der Kranke schämt sich solange seine Krankheit einzugeben, bis es zu spät ist, ich kenne einen derartigen Fall. Ein junger Mädchen war durch ein Raushilftabhängige, bis es zu spät ist, wieder, immer wieder, den Leidensden der Ärzte — wieder geworden. Sie wußte lange nicht, sich jemandem anvertrauen und wurden von den Leuten, die ihr den Stoff verkauften, jämmerlich mißbraucht, in jeder Weise. Sie besah ihre Eltern, Verwandten, Freunde, in erster Linie darunter, immer die Aufdeckung und den Abschied von Augen, bis sie schließlich unter diesen Qualen zusammenbrach und sich ihrem Bruder anvertraute. Dieser, statt sie einem guten Arzt zu übergeben, beschickte die Eltern die Mutter beschwor die Tochter mit Tönen in den Augen, der Vater drohte, sie zu verstoßen, und die Mädchen ging zur Polizei, zeigte die Quelle seiner Handlungen an und ertränkte sich. Ich kenne das Mädchen von beiden Seiten her, von der Geliebten und von der Schwester; in der unbedingten Kameradschaft, die gewissenslos Leid hervorrief, schweben wir beide stets über unsere Kenntnis voneinander. Aber als ich — hier und dort — von ihrem Ende erfuhr, bedauerte ich es doch, daß sie nicht mehr Vertrauen zu mir gehabt hätte.

**Die Auto-Suggestion.**

Ich würde immer noch nicht genug was Unbehagen mich zwang, als ich das zehntmal im Krankenhaus war, wenn es Abend wurde, noch Schmerzenfälle zu markieren. Allerdings war ich, als ich im Krankenhaus eingeliefert wurde, noch so verständig, meine unruhigen Kameraden den Professor mitzuteilen. Ich schrie ihm, daß es für mich eine gefährliche unerklärliche Lockung bedeuete, abzude Injektionen zu bekommen, ich würde auch nicht warum, hielte es aber für nicht normal und richtig, und hätte deswegen schon längere Schmeideanfalle innezuerte. Es trieb mich dann, ich wußte nicht, was er möge mir doch sagen, was er davon halte, ich sei wie ein unruhig.

**Emer Ungsle Redakteur**